

Leseprobe aus:

Maximilian Dorner

Mein Dämon ist ein Stubenhocker



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

SEPTEMBER

*Ich nun, in dieser schlaffen Friedenszeit,
Weiß keine Lust, die Zeit mir zu vertreiben,
Als meinen Schatten in der Sonne spähn
Und meine eigne Missgestalt erörtern.*

WILLIAM SHAKESPEARE, RICHARD III.

1. September

«Mach schneller!»

Der betrunkene Penner überholt ungeduldig einen jungen Mann vor sich. Dieser bleibt für einen Augenblick stehen, als wolle er etwas erwidern, senkt den Blick aber gleich wieder. Ganz in Schwarz gekleidet, Anfang dreißig mit einem jugenhaften Gesicht, Dreitagebart und einer Intellektuellenbrille. Mit der einen Hand zieht er ein Rollkofferchen hinter sich her über den unebenen Bürgersteig. Mit der anderen stützt er sich auf einen schwarzen Holzstock. Das Kofferchen und der Stock passen nicht so richtig zusammen.

Er bewegt sich langsam, mit schleppenden Schritten, den Mund zusammengekniffen. Das rechte Bein zieht er leicht nach. Anscheinend beschäftigt ihn etwas, unhörbar murmelt er in sich hinein. Vielleicht ein Schauspieler oder ein Vertreter.

Alle Augenblicke sieht er zu der ungefähr zweihundert Meter entfernten Ampel wie zu einem Gipfelkreuz. Mit dieser Geschwindigkeit wird er sein Ziel nie erreichen, gleichgültig, wo er hinmöchte. Fast scheint es so, als ob er es darauf anlegen würde. Statt einen Zahn zuzulegen, wird er langsamer, trödelt

wie ein Schulkind. Fünf Meter vor der Ampel bleibt er auf den Stock gestützt stehen. Tränen laufen ihm über die Wangen. Doch gleichzeitig grinst er.

Kopfschüttelnd torkelt der Penner in eine andere Richtung davon und murmelt:

«So ein Spinner.»

Ich wische mir mit dem Ärmel meines Jacketts das Gesicht ab. Sich in andere Menschen hineinzusetzen, wie meine Schwester rät, führt nicht zwangsläufig zu erfreulichen Einsichten. Für die letzten Meter umfasse ich mit festem Griff meinen Stock. Die werde ich auch noch schaffen. Und wenn ich krieche.

Seit zwei Jahren, und im Verborgenen wohl viel länger, habe ich Multiple Sklerose. Die Bezeichnung ist so hässlich wie die Sache selbst. Seitdem ist das Gehen für mich keine Selbstverständlichkeit mehr, das Tasten, das Sehen, das Gleichgewicht. Die Unbeschwertheit verfliegen, der Abenteuergeist gezügelt (wenigstens das, seufzen meine Eltern). Nun ja, nicht ganz, sonst hätte ich nicht wider besseres Wissen die U-Bahn genommen, nur um mir ein bisschen Normalität vorzugaukeln. – Wieder einmal habe ich mich um hundert Meter verschätzt, auf dem Weg zu Freunden. Sie wohnen in dem Altbau hinter der verdammt Ampel, es sind nur noch zehn Meter. Aber es sind zehn Meter zu viel, sie fordern meinen ganzen Willen. Die leichte Steigung wird zu einem kaum überwindbaren Hindernis.

«Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen: Woher kommt mir Hilfe?» Auf einer Wanderung von Stuttgart ans Meer hat es mir geholfen, die beiden Psalm-Verse als Mantra zu wiederholen, wenn die Füße bereits müde waren, aber der nächste Ort noch fern. Vor vier Jahren habe ich zum ersten Mal erlebt, was es heißt, bis an die Grenzen zu gehen, auch wenn das damals vierzig Kilometer waren und nicht wie heute vierhundert Meter.

Im Rückblick erscheint es mir wie eine Übung für den Ernstfall. Ich zehre von diesen Erfahrungen. Immerhin brauche ich heute keinen Marathon mehr zu laufen, um zu wissen, wie sich völlige Erschöpfung anfühlt.

Die abenteuerliche Welt um mich herum ist wieder auf Kinderdimensionen geschrumpft. Freunde fahren nach Südamerika, klettern im Himalaja herum oder lassen sich von asiatischen Mücken zerstechen. Ich winke ab: Mir reicht ein Park ohne Bank oder eben der nicht endende Bürgersteig neben dieser dicht befahrenen Straße. Aber die neuen Abenteuer sind nicht mehr die eines tollkühnen Jungen. Hinzu kommt das Bewusstsein, dass dies viele Jahre – wahrscheinlich sogar noch schlimmer – so weitergehen soll, muss. Lebenslänglich.

Woher kommt mir Hilfe?

Das Rollköfferchen fühlt sich an wie eine Fußfessel, die hinter mir herschleift. Aber ich bin kein entfloherer Häftling, vor mir liegt nicht die Freiheit in der untergehenden Sonne der Prärie, sondern nur der Döner Grill West in Stuttgart. Das rechte Bein reagiert verzögert, ein trotziges Kind. Jeder Schritt ist eine Qual, den Fuß hochheben, nach vorne schlanzen, das Gleichgewicht verlagern. Es ist ganz großes Theater, allerdings nur in meinem kranken Kopf. Alle Versuche, es jemandem zu erklären, scheiterten bisher. Sosehr ich mich auch bemühe, ernte ich immer nur: «Tut mir leid, aber ich kann mir das nicht vorstellen.»

Das Absonderliche an der Situation ist, dass ich ganz genau spüre, dass die Muskeln funktionstüchtig wären, die Gelenke, die Sehnen, der ganze Bewegungsapparat will laufen, rennen, hüpfen. Nur in der Schaltzentrale herrscht Chaos. In einem gesunden Körper kann auch ein ungesunder Geist wohnen.

Schließlich habe ich es bis ins Treppenhaus geschafft und hocke mich erschöpft auf die Stufen. Wäre ich doch daheim-

geblieben. Bereits in München auf dem Weg vom Taxi zum Zug habe ich das gedacht. Und dann wieder auf dem Weg vom Zug zum Veranstaltungsort in Stuttgart. Und dann wieder, als ich ein quälend langes Seminar für Autoren gegeben habe, und dann wieder – ein Junge, vielleicht zwölf Jahre alt, springt neben mir herunter. (Von oben kommt mir Hilfe!) Auf meine Bitte hin nimmt er mein Köfferchen und trägt es nach oben. Meine Großmutter hatte für solche Fälle immer eine Tafel Schokolade dabei.

Nach jedem Treppenabsatz dreht er sich um und sagt:
«Lassen Sie sich Zeit!»

Doch wenn ich mir Zeit ließe, würde ich vor Erschöpfung und Zorn auf mich selbst wieder zu weinen beginnen, stattdessen versuche ich, ihm in seinem Tempo zu folgen. Immer diese Lügen, diese Scheu, die eigene Gebrechlichkeit zuzugeben: «Geht schon» ist der wohl in den letzten beiden Jahren von mir am häufigsten gebrauchte Satz. – «Ich kann nicht mehr», habe ich zwar auch oft gesagt, aber nur zu mir selbst.

Beim letzten Absatz streikt das rechte Bein, ich muss es wie einen Holzklotz von Stufe zu Stufe wuchten. Oben angekommen stellt sich heraus, dass mir die Freunde nur den Briefkastenschlüssel gegeben haben. Ich muss laut lachen. Mein Retter hüpfte die Treppen hinunter und mit dem Schlüssel wieder herauf.

«Sind Sie krank?», fragt er mich.

«Nein, ich bin behindert.»

«Wirklich? Das sieht man gar nicht.» Und nach einer Pause setzt er hinzu: «Aber das ist nicht so schlimm.»

2. September

Am Sonntagmorgen warte ich auf der zerschissenen Ledercouch, bis meine Freunde aufstehen. Eine zerfledderte Schulbibel liegt quer über den Asien-Reiseführern im Bücherschrank, der Buchblock mit Kugelschreiberornamenten verziert. Ich ziehe sie heraus, um den Psalm mit den Bergen nachzuschlagen.

«Nimm und lies!»: Augustinus fand so auf den rechten Weg, nachdem ein Nachbarsjunge ihn mit diesem Ausruf ermuntert hatte, die Bibel aufzuschlagen und die erstbeste Stelle auf sich zu beziehen. Vielleicht gelingt mir das auch. Es muss ja nicht gleich zur Heiligsprechung führen. Also schließe ich die Augen, lasse die Seiten durch die Hände schnurren – und schummle nur insofern, als ich im hinteren Drittel stoppe: Das Neue Testament scheint mir sicherer.

Mit dem Zeigefinger fahre ich über die Zeilen, zähle bis drei und halte an. Ich muss laut lachen: «Da brachte man einen Gelähmten zu ihm, er wurde von vier Männern getragen.» – Punktlandung bei der «Heilung des Gelähmten».

Da sich im Haus alle um Jesus drängeln und dort kein Durchkommen ist, haben die vier kurzerhand das Dach abgedeckt und lassen den Gelähmten auf seiner Bahre hinunter. Pragmatiker haben mir immer imponiert. Jesus scheint verwundert in seiner Predigt innezuhalten, jedenfalls blickt er zu den vieren hoch, er sieht ihren Glauben, heißt es. Wie sie atemlos durch das Loch in der Decke lugen, die Seile in der Hand. Es hat etwas von Vordrängeln, aber charmant. Jeder beobachtet jeden in diesem Augenblick: Jesus schaut auf die vier Männer; das Volk und die Schriftgelehrten, die aus heiterem Himmel aufgetaucht sind, mustern Jesus. Wen der Gelähmte ansieht, bleibt offen. Wahrscheinlich starrt er auf den Boden. Mir an seiner Stelle wäre die Situation unglaublich peinlich.

Unvermittelt sagt Jesus in die Stille: Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. – Hallo?! Verwechselt er da nicht etwas? Vor ihm liegt ein Gelähmter und nicht Maria Magdalena. Was haben dessen Sünden mit der Lähmung zu schaffen? Ist er gelähmt, weil er ein Sünder ist, die Behinderung also eine Strafaktion Gottes? Obwohl ich die Passage dreimal durchlese, erschließt sie sich mir nicht. Im Gegenteil, es wird noch unverständlicher. Als ob die Angelegenheit nicht schon verzwickter genug wäre, geht es bei der anschließenden Diskussion zwischen Jesus und den Schriftgelehrten gar nicht mehr um den Gelähmten, sondern um die berechtigte Frage, ob und wer wen von Sünden freisprechen darf. Als ob man das nicht später klären könnte. Das Ganze erinnert an eine Chefarztvisite, bei der nicht der Kranke im Mittelpunkt steht, sondern der Oberarzt. Jesus kürzt schließlich die Diskussion ab, indem er den Gelähmten heilt und nach Hause schickt. Der nimmt seine Bahre und geht davon. Über die vier Männer oben erfährt man nichts weiter. Das umstehende Volk applaudiert wie in einer Talkshow. Alle geraten außer sich und rufen: So etwas haben wir bisher nicht gesehen.

Ich klappe die Bibel zu und stelle sie zurück zu den Reiseführern ins Regal. Doch der behauptete Zusammenhang zwischen Behinderung und Sünde lässt mich nicht los: Ist die Behinderung die notwendige Folge meiner Sünden? Dann muss ich einiges auf dem Kerbholz haben.

3. September

Autos quälen sich durch die Rotebühlstraße. Träge Hektik und die alltägliche Aggression des Feierabendverkehrs. Mit einem Kollegen verlasse ich den Verlag. Die nächste Fußgängerampel wäre nur fünfzig Meter entfernt. Ich ignoriere sie und genieße

das Gefühl, einfach loszulaufen, ohne nach links und rechts zu schauen, weil ich weiß, dass man beim Anblick meines Stockes anhält. Er wirkt wie ein Stopp-Schild. Ich gehe ein bisschen langsamer als möglich, um den Fahrer zu prüfen. Auf der Straße stehen bleiben musste ich bisher nicht, auch angehupt wurde ich noch nie. Hin und wieder bemühe ich mich um einen weniger «anständigen» Gang, schlurfe und hinke. Meistens ist die kleine Show-Einlage jedoch gar nicht nötig, weil schon vorher gebremst wird. Wobei auch das Bremsen etwas Theatralisches hat, es ist verbunden mit einer großen Geste: Ich Autofahrer gebe meine Übermacht auf, wie ein König, der einen Bettler nach dem Weg fragt. Für einen wie mich wird mit großem Abstand gebremst.

Ich habe den Eindruck, dass ich den Autofahrern etwas Gutes tue, wenn sie ein bisschen Rücksicht üben können. Es macht gute Laune, und so haben alle Beteiligten etwas davon.

Was aber, wenn ich mich morgen entschließen sollte, einen Auffahrunfall zu provozieren? Es wäre ganz einfach, man muss nur den passenden Moment abwarten und auf die Fahrbahn treten. Die meisten Autofahrer werden lieber einen Blechschaden in Kauf nehmen, als sehenden Auges einen Behinderten umzufahren.

Morgen probiere ich das einmal aus.

4. September

Auf der Rückfahrt nach München grübele ich weiter über den Zusammenhang zwischen Sünde und Behinderung. Deswegen ist bereits eine Freundschaft zerbrochen. Ich empfand es als Zumutung, wenige Tage nach der Diagnose von einer ganzheitlich angehauchten PR-Referentin darauf gestoßen zu werden. Es

wäre an der Zeit zu überlegen, meinte sie, was die Krankheit mir sagen möchte. Ich wäre doch immer so ungeduldig gewesen, so rastlos mit meinen tausend Projekten und Ideen, und da hätte mir mein Körper nun die Quittung präsentiert. Er führe mir vor, was Ruhe und Langsamkeit bedeuten, sinnierte sie und schob die Sonnenbrille ins Haar. Die Lähmung meiner Beine wäre ein Zeichen, dass ich mein Leben neu ordnen müsste. Es klang ganz so, als ob ich die Verantwortung dafür komplett übernehmen sollte. Da war sie wieder, die Behinderung als Strafe. Nur Gott kam in ihrer Fassung nicht mehr vor. Besonders geärgert hat mich die hohepriesterliche Selbstgewissheit, mit der sie ihre Schlüsse für mich zog. Eine Behinderung ist erst mal nichts als eine Zumutung.

5. September

Im Neunten Buch des Sozialgesetzbuchs heißt es: «Menschen sind behindert, wenn ihre körperliche Funktion, geistige Fähigkeit oder seelische Gesundheit mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als sechs Monate von dem für das Lebensalter typischen Zustand abweicht und daher ihre Teilhabe am Leben in der Gesellschaft beeinträchtigt ist. Sie sind von Behinderung bedroht, wenn die Beeinträchtigung zu erwarten ist.»

Je genauer man sie zu fassen bekommt, desto besser. Nicht dass da einer kommt und sich als Behinderter ausgibt, der in Wirklichkeit – ja was eigentlich ist? Für das Gegenteil von «Behinderter» fehlt ein Begriff.

Behinderte Hochstapler sind nicht beliebt: weder bei den Gesunden, die sie für Schmarotzer halten, noch bei den richtig Behinderten, die sich um etwas betrogen fühlen. In der Grauzone, die mit der Übertreibung beim Arzt beginnt und beim

ausgeliehenen Behindertenparkausweis der Großmutter nicht endet, tummeln sich wahrscheinlich viele. Doch selbst ohne betrügerische Absicht gibt es für mich eine Abweichung zwischen gefühlter und tatsächlicher Einschränkung, die zu allem Überfluss ständig wechselt, manchmal von Tag zu Tag.

Vor zwei Jahren habe ich mich weniger behindert gefühlt, als ich war. Irgendwann kippte das, und seitdem empfinde ich mich als eingeschränkter, als ich wahrscheinlich bin. Wer kann es sagen? Es gibt keine Objektivität bei der Zumessung von Behinderung, weil sie untrennbar an die jeweilige Lebenssituation gebunden ist. Solange ich vor meinem Laptop hocke, bin ich nicht behindert, sobald ich aufstehe, schon.

Wer sechs Monate von dem für das Lebensalter typischen Zustand abweicht, ist behindert ... Wenn einer fünf Monate und drei Wochen im Rollstuhl sitzt, ist er also nicht behindert? Unsinn. Es ist durchaus sinnvoll, Behinderung zeitlich zu fixieren. Doch die Zeit macht es noch schwieriger: Monate im Rollstuhl können sehr lang sein und doch kurz im Vergleich zu einer lebenslangen Lähmung. (Und was heißt das für Dreißigjährige: der für das Lebensalter typische Zustand? Bedeutet es: erste Sinnkrisen, Verklärung der Jugend, Sehnsucht nach einem ganz anderen Leben, erste Ermüdungserscheinungen im Beruf? Der typische Zustand einer Generation ist selbst ohne Behinderung ausschließlich von Krisen geprägt.)

Sechs Monate sind, um eine körperliche Einschränkung zu akzeptieren, eher knapp kalkuliert. Nach einem halben Jahr habe ich auf die Frage von Freunden, ob sie sich mit mir im Auto nun auf die immer freien Behindertenparkplätze stellen dürften, beleidigt reagiert: Was fällt euch ein, ich bin kein Behinderter!

Inzwischen lasse ich mich widerspruchslös von Klofräulein in die Behindertentoiletten weisen.

6. September

Meine Beine verweigern nach wenigen hundert Metern den Dienst, an guten Tagen. An den anderen ist bereits das Aufstehen eine Qual. Ohne Gehstock falle ich um. Eine Treppe ohne Geländer ist unüberwindbar, ein Stapel Bücher zu schwer. Ich bin leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen. Man braucht mich nicht einmal zu berühren, nur das Licht auszuschalten. Keine fünf Sekunden später liege ich am Boden, ohne aus eigener Kraft wieder hochzukommen. In meinen Augäpfeln schwimmt das geronnene Blut geschlagener Schlachten, wie in Aspik eingelegte Spinnennetze. Meine Blase führt sich auf wie ein unberechenbarer Theaterdespot, treibt mich mit sinnlosen Befehlen auf die Toilette oder hinter den nächsten Busch. Und das ist noch nicht alles. Schmerzfrei könnte ich über glühende Kohlen stolpern, weil ich von den Zehen bis zum Bauchnabel nicht mehr viel spüre, ganz zu schweigen von den Koordinationsschwierigkeiten der linken Hand. Weiter! An manchen Tagen schleift mich eine unnatürliche Müdigkeit, gegen die ich am Schreibtisch sitzen bleibe, unfähig zu allem. Genug jetzt.

In Wahrheit aber ist es nämlich so:

Mein Fuhrpark umfasst vom japanischen Kleinstwagen bis zum BMW-Cabrio alle Fahrzeugklassen. Ich habe ungefähr sechs Chauffeure in München, drei in Stuttgart, einen in Leipzig und zwei in Berlin, im Bedarfsfall werden es sogar mehr. Ich herrsche über mein Reich mit strenger Milde, aber wenn ich möchte, dass meine Untertanen für mich staubsaugen, tun sie es sogar im Smoking oder Abendkleid. Und wenn ich mir einbilde, Fischöl-Kapseln (wegen der Omega-Irgendwas-Fette) zum Frühstück haben zu wollen, kostet mich das nur einen Anruf bei meiner Schwester, und morgen sind die Dinger da.

7. September

Nach einem halben Jahr des Zauderns habe ich den «Antrag auf Feststellung eines Grades der Behinderung (GdB) von wenigstens 70%» ausgefüllt. Der Mensch ist ein sonderbares Wesen. Zunächst braucht er unendlich viel Zeit, um eine neue Situation zu akzeptieren, und auf einmal kann er gar nicht genug davon bekommen und will am liebsten nicht mehr an sein altes Ich erinnert werden. Mein Ehrgeiz, bei den Behinderten ganz vorne mit dabei zu sein, nervt mich. Erst über 50 gilt man als so richtig (schwer)behindert. Alles darunter ist für Anfänger ... Also korrigiere ich meinen Antrag von siebzig auf achtzig Prozent hoch.

So hoch hat Julian die Messlatte gehängt, der zumindest ein paar Kilometer stock- und krückenfrei herumlaufen kann. Wir überschlagen unsere Behinderungen (bei ihm: Doppelbilder, Spastiken, Potenzprobleme) und kommen zu dem Schluss, dass ich mindestens in seiner Liga spiele, also siebzig plus. Ihm hat der Ausweis den Job gerettet, erzählt er. Laut Sozialplan war seine Kündigung schon unterschrieben, als er wegen der MS fast erblindete. Nun sitzt er fest im Sattel, auch wenn der Personalchef ihn nicht mehr grüßt.

Die für uns zuständige Behörde ist das Versorgungsamt. Zumindest hieß es bis vor ein paar Jahren so. Heute: Zentrum Bayern Familie und Soziales. Klingt ein bisschen nach Sozialstaat. Und ein bisschen nach Reform.

Egal. Ab sofort nehme ich an einem «Schwerbehindertenverfahren (Feststellungsverfahren und Ausweiswesen)» teil. Die Versuche, telefonisch die richtige Adresse herauszubekommen, erinnern allerdings mehr an Kafka als an Sozialstaat. Die Ansage in der Warteschleife hat etwas entspannt Unprofessionelles. Ich verstehe nicht, warum ich mir sofort schuldig vorkomme. Wie

ein Eindringling. Vielleicht bin ich doch ein Sünder, zumindest bin ich aufdringlich. Sofort lege ich auf.

Um meinen Telefonüberfall wiedergutzumachen, versuche ich in dem Anschreiben, möglichst kollegial behindert zu wirken, also eben nicht behindert behindert, sondern irgendwie nett behindert. Vorsichtshalber schicke ich den Antrag per Einschreiben ab.

8. September

Wenn ich mich abgrundtief verloren fühlen möchte, suche ich ein Behinderten-WC auf. Sie sind oft bis zur Decke gekachelte, als würde darin geschlachtet werden oder etwas anderes sehr Unappetitliches geschehen. Meist sind diese Toiletten nicht nur räumlich abgesondert von denen der gesunden Klobenutzer, im Untergeschoss, am Ende eines Ganges. Auch die Geschlechtertrennung, auf die sonst so viel Wert gelegt wird, ist aufgehoben. Behindert ist behindert, unisex. Geregelt findet sich alles in der DIN-Norm 18024-2: «In jedem Sanitärraum oder jeder Sanitäranlage ist mindestens eine für Rollstuhlbenutzer geeignete Toilettenkabine einzuplanen.»

Ich fühle mich in den überdimensionierten Räumen bloßgestellt. Es ist darin nicht nur Platz für den Behinderten, seine Hilfsmittel und einen Betreuer, sondern auch noch für mindestens fünf imaginäre Zuschauer, ohne dass sie sich auf die Füße treten müssten. Wie in einer Manege. Heute Sondervorstellung: Der Mann ohne Gleichgewichtssinn pinkelt im Stehen und trifft daneben.

Der Eindruck, bloßgestellt zu sein, wird durch das Überangebot an Spiegeln unterstützt. Mit fast schon boshafter Absicht. In einem Münchner Museum hängt neben der Kloschüssel vom

Boden bis zur Decke ein Spiegel. Ich soll sie ruhig sehen, meine Gebrechlichkeit, meine Ungeschicklichkeit. «Über dem Waschtisch ist ein Spiegel anzuordnen, der die Einsicht sowohl aus der Steh- als auch aus der Sitzposition ermöglicht.» – Aber doch bitte nur die Einsicht vor dem Waschtisch. Das Ganze wirkt wie eine Rache der Architekten, die wertvolle Quadratmeter für Leute wie mich opfern mussten.

Es ist elf Uhr dreißig am Samstagabend. Ich bin 34 Jahre alt. Statt in einer Bar zu trinken, zu flirten, abzuschleppen, zu tanzen, mit Fremden zu philosophieren, kauere ich mit krummem Rücken vor meinem Laptop und schreibe über Behindertentoiletten. Das ist behindert.

9. September

Meine Schwester und ich fahren in einen Biergarten. Bei dem Museum bitte ich sie, kurz anzuhalten. Ich leihe mir ihren Lippenstift aus, erkläre der Dame am Einlass, dass ich ganz dringend auf die Behindertentoilette müsste, und male in roten Großbuchstaben auf den Spiegel:

YOU LOOK BEAUTIFUL

10. September

Ein Begriff in der Gesetzesdefinition von Behinderung lässt mich nicht los: Teilhabe am Leben in der Gesellschaft. Was ist damit gemeint? Schon meine Freunde zerfallen in drei Dutzend Gesellschaften. Am liebsten möchte ich auf allen tanzen.